

Zimbabwe: Eine Hogner Arztfamilie in Afrika.

Ambuya und Afrikas Mentalität

Vom Land in die Stadt – zur medizinischen Einführung an einem Zentralspital übersiedelt die Hogner Arztfamilie vorübergehend in die Provinzhauptstadt Gweru im Hochland Zimbabwes.

«Falls ihr nach Gweru kommt, könnt ihr bei mir wohnen», sagte sie. «Jederzeit, mit der ganzen Familie. Selbst wenn ich nicht da bin.» – Wer hätte gedacht, dass wir das gastfreundliche Angebot der Schweizer Sozialarbeiterin Gertrud Scheu so schnell in Anspruch nehmen würden. Gweru liegt in einer anderen Provinz, immerhin drei Autostunden von Jerera, unserem eigentlichen Einsatzort entfernt. Doch nun erhält der Arzt aus der Schweiz im Spital von Gweru eine medizinische Einführung, speziell in Frauenheilkunde – für zwei Monate, heisst es nach einigem Hin und Her. Dies gilt als Bedingung, damit er als Arzt registriert wird. Und so stehen wir eines Tages mit Sack und Pack vor Gertrud Scheu's Gartentor.

Die schwarze Haushälterin ist überrascht. «Ich weiss von nichts», meint sie und geht ans Telefon. In solchen Fällen fragt man hier bei Pater Rubaya nach, dem Mann, der in der Diözese von Gweru die Fäden in den Händen hält. Gertrud Scheu arbeitet seit vielen Jahren für die katholische Kirche in Zimbabwe, unter anderem setzt sie sich für Waisenkinder ein. Zur Zeit weilt sie jedoch für Ferien in der Schweiz. – Ihre Haushälterin kommt bald zurück. «Alles in Ordnung», sagt sie und öffnet das Tor. Wir sollen sie Ambuya nennen, Grossmutter. Unser Überfall hat sie nicht aus der Ruhe gebracht. Schon oft beherbergte sie weisse Arztfamilien. «Alle kommen erst hierher», sagt Ambuya.

„Gweru, Stadt des Fortschritts“, heisst es ausserorts auf dem Willkommensschild. Doch nur die Luft erinnert ab und zu daran, dass man sich im Industriezentrum Zimbabwes befindet. Sonst wirkt die Stadt etwas verschlafen: Die breiten Strassen sind nur spärlich befahren und überall verkaufen Frauen Orangen, Tomaten und Kohl, säuberlich auf alten Säcken ausgelegt, wie irgendwo im Land. Die Stadt liegt etwas mehr als 1400 Meter über Meer. Jetzt im Winter wird es hier recht kalt. Selbst tagsüber tragen die Leute dicke Wolljacken und Pudelmützen und in der Nacht zieht der Nachtwächter des Hauses seine Kapuze bis zur Nasenspitze zu. Die Schweizer Kinder stört das Wetter wenig. Im Garten gibt es einen Sandhaufen, zwei Hunde, eine Schaukel, und wenn um eins die Schule aus ist, kommt Sharai, die siebenjährige Enkeltochter von Ambuya. Die drei Mädchen verstehen sich gut, auch ohne gemeinsame

Sprache. Mit Händen, Füssen, ein paar englischen Brocken und viel Gelächter lässt sich jedes Spiel erklären.

Der Arzt geht täglich ins Spital. «Hängen Sie erst mal bei den Hebammen rum», hat der Chefgynäkologe gesagt. Einen Kaiserschnitt durchführen könne jeder: Die wahre Kunst bestehe im Wissen, wann einer nötig sei. Doch alsbald kommt der Allgemeinpraktiker auch zum Operieren: Kaiserschnitte, Auskratzungen, Eileiterschwangerschaften und Unterbindungen – alles Eingriffe, die später im Landspital zum Tagesprogramm gehören werden. Christian Morello ist froh um diese Einführungszeit. Was er sonst von der Arbeit berichtet, wirkt allerdings recht ernüchternd. Zwar spürt man hier von den politischen Unruhen in den Farmgebieten Zimbabwes kaum etwas, man liest davon nur gerade in den Zeitungen. Hingegen schafft die nationale Wirtschaftskrise auch an diesem staatlichen Zentralspital grosse Probleme: Es fehlt an allen Ecken und Enden. Medikamente, Material. Viele Routineuntersuchungen können schon gar nicht mehr durchgeführt werden und dringende Operationen müssen warten, weil das einzig vorhandene Exemplar eines benötigten Instrumentes noch nicht wieder steril ist. Einmal sind alle bereit, die Patientin, das Operationsteam, als der Anästhesist vermeldet, sorry, das Narkosemittel sei ausgegangen. «Gebt mir vier Stunden Zeit», sagt er. Bis dann würde er vielleicht etwas auftreiben können. Und so zieht sich das Team wieder um, wird die Patientin zurück auf die Abteilung gerollt.

Unser Zuhause in Jerera vermissen wir bereits – dennoch bringt das Leben in der Stadt gewisse Vorteile: Es gibt Internet, eine Waschmaschine und Ambuya weiss, wo Einkaufen gut und günstig ist. Die alte Frau berät auch mit Ausdauer ihre täglich anrufenden Töchter in Familien- und Ehefragen. Manchmal erklärt sie der Besucherin danach ein Stück hiesige Mentalität: «Die afrikanischen Männer denken nur für heute, die afrikanischen Frauen immer auch für morgen.» Wie das denn in Europa sei, möchte sie wissen. Europa? Ach, ja. Bisweilen vermissen wir auch die Heimat. Es sind vor allem die kleinen Dinge: Jetzt könnte man im Zürichsee baden, einen Schwatz haben im Garten der Nachbarin, oder eine Bratwurst essen auf dem Letziggrund. Doch nun leben wir hier, abends um sechs kommt der Nachtwächter. Beim Schein eines Gartenlichts lernt er in den langen kalten Nächten Mathematik für Fortgeschrittene. Bald wird er eine Prüfung ablegen. Er möchte Lehrer werden, wenn es geht.